

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Guntel sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 8 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Nicht minderen Anteil als die frohe Kunde aus Südwestafrika wird die gleichzeitig bekannt gewordene neue Verlobung in unserem Kaiserhause bei weiten Kreisen der Bevölkerung erwidert haben. Zum dritten Male schon erlebt ja Kaiser Wilhelm die Freude, daß einer seiner Söhne einen eigenen Hausstand gründet. Diesmal ist es der vierte, der 20 jährige Prinz August Wilhelm, der 3. St. in Bonn studiert. Die Auserwählte seines Herzens ist die Prinzessin Alexandra von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Nichte der deutschen Kaiserin.

Die wirtschaftlichen Aussichten des Jahres 1907 werden in den Jahresberichten der Handelskammern besprochen. Der Mannheimer Bericht sagt darüber: „Da sich an den Tatsachen, die für die Verteuerung des Lebensunterhalts unserer gesamten Bevölkerung und für deren üble Folgen maßgebend sind, in absehbarer Zeit kaum etwas wesentliches ändern kann, so ist die Befürchtung nicht zu unterdrücken, daß bei dem Eintreten der Sättigung des einheimischen Bedarfs die Schwierigkeit, ja Unterbindung der Ausfuhr viele deutsche Industriezweige auf das empfindlichste treffen wird. Daß dieser Zeitpunkt schon im Jahre 1907 eintreten werde, ist nicht wahrscheinlich.“ Hoffnungsfroh heißt es auch in dem Berliner Bericht: „An der Jahreswende sind wir in der erfreulichen Lage, noch keinerlei Anzeichen für eine tatsächliche Umkehr der Konjunktur feststellen zu müssen, vielmehr darauf hinweisen zu können, daß allein schon der große Auftragsbestand, mit dem die Industrie in das neue Jahr eintritt, für eine geraume Zeit noch die Fortdauer des guten Geschäftsganges erwarten läßt.“

Trotz des energischen Vorgehens der russischen Regierung regen sich noch immer hier und da in dem weiten Reiche die unruhigen Elemente. Immer wieder werden Mordanschläge gegen höhere Beamte und angesehene Leute gemeldet, und auch die sozialrevolutionäre Partei, die man unterdrückt zu haben glaubt, gibt gelegentlich noch Lebenszeichen. Am bedauerlichsten ist es, daß an verschiedenen Universitäten neue Streitigkeiten zwischen den Studenten und den akademischen Behörden ausgebrochen sind und über mehrere dieser Anstalten wiederum die Schließung verhängt werden mußte. Es erleiden hierdurch nicht allein die jungen Leute schwere Nachteile für ihr künftiges Fortkommen, sondern auch ihre Familien und vor allem die ganze Staatsverwaltung haben Schaden davon, indem die Ausbildung von Anwärtern für die bedeutendsten Ämter im öffentlichen Leben stockt und immer wieder ungeeignete Elemente auf wichtige Posten gesetzt werden müssen.

Die marokkanische Regierung scheint neuerdings

wirklich ernsthafte Maßnahmen zu treffen, um der von manchen Seiten wiederholt beklagten Unsicherheit in der Nähe von Tanger zu steuern und Ordnung im Lande herzustellen. Der Sultan hat seinen Kriegsminister mit einer ansehnlichen Streitmacht abgeschickt, um zunächst dem unbefriedigten Hauptling Raissuli, den er in seiner Ohnmacht vor einiger Zeit als Gouverneur des Bezirks von Tanger anerkennen mußte, das Handwerk zu legen. Noch ist freilich nicht abzusehen, ob seinem Heere dieses Unternehmen glücken wird. Sollte es der Fall sein, so würde jedenfalls das Ansehen, des Sultans erheblich gewinnen und die Aussicht wachsen, daß er auch der anderen aufständischen Elemente in seinem Lande Herr wird.

Gerade in den Weihnachtstagen ist die erfreuliche Kunde zu uns gelangt, daß derjenige Sottentottenstamm, dessen Empörung das Zeichnen zu dem Hereroaufstand gegeben, und der seit mehr als drei Jahren im Aufstand gegen die deutsche Herrschaft hartnäckig verbarrt hat, des Kampfes müde geworden ist. Die vor kurzem noch verbreitete Besorgnis, daß der so viele und schwere Opfer fordernde Kampf in Südwestafrika noch weitere Jahre dauern werde, ist damit zertrübt. Es steht jetzt gegen unsere braven Truppen nur noch eine einzige kleine Bande im Felde. In den Weihnachtstagen des Jahres 1903 sind seinerzeit die ersten Gerüchte über die bevorstehende Erhebung der Herero hierher gedrungen. Damals haben nur die wenigen näheren Kenner von Land und Leuten vorausgesehen, daß der Krieg mit ihnen und den Sottentotten mehrere Jahre in Anspruch nehmen würde. Jetzt sind alle die Stämme, die im Vertrauen auf ihre genaue Kenntnis des unwegsamen und unfruchtbaren Landes die Waffen gegen die deutsche Herrschaft ergriffen haben, bis auf wenige Leute niedergelampt und die Wege zu einer friedlichen Erschießung und Entwidlung dieses deutschen Besitzes geöffnet. Die Erwartung ist berechtigt, daß nunmehr bald Ruhe und Ordnung dort hergestellt und sobald nicht wieder gestört werden.

Ein unglücklicher Kaiser.

Der Londoner Daily Express, der vor einigen Tagen die Meldung von einem Selbstmordversuch des Kaisers von China brachte, erhält jetzt von seinem Peking-Korrespondenten nähere Einzelheiten: „Man tut hier alles, um den Selbstmordversuch des Kaisers Kwang-Su geheim zu halten. Die Kaiserin-Witwe hat über alle Palastbeamten eine derartig strenge Ueberwachung verhängt, daß es unmöglich ist, alle Einzelheiten zu erfahren. Es ist offiziell Befehl erteilt worden, alle Berichte über die Angelegenheit zu dementieren; aber insgeheim gibt eine ganze Reihe von Hofbeamten zu, daß der Kaiser den Versuch gemacht habe, seinem Leben ein Ende zu machen. Nach der Aussage eines glaubwürdigen

Palastbewohners verließ der Kaiser kürzlich seine Gemächer zu später Nachtstunde und stürzte sich in den See, der unmittelbar neben dem Palaste in der verbotenen Stadt liegt. Durch einen Diener wurde er gerettet, kehrte in den Palast zurück und wird seitdem noch strenger bewacht als früher. Man schreibt den Umstand, daß er nie sichtbar wird, einer Krankheit zu, und die Kaiserin-Witwe ließ mehreren Mitgliedern des diplomatischen Korps mitteilen, daß der Kaiser außerstande sei, Audienzen zu erteilen. Seit dem Boxeraufstand steht der Herrscher völlig unter dem Einfluß der Kaiserin-Witwe. Sie hält ihn, gleich einem Gefangenen, in seinen Gemächern eingeschlossen, und wenn er auch in alle offiziellen Berichte und Dokumente Einsicht hat, so hat er doch keine Gelegenheit, unabhängig von der Kaiserin-Witwe mit Regierungsbeamten zu beraten. Er hat schon oft gegen diese Isolierung protestiert und das Recht beansprucht, ohne die Intervention der Kaiserin das diplomatische Korps und die höheren Beamten zu empfangen. Die Kaiserin-Witwe hat darauf erwidert, daß, sobald der Kaiser inslande sei, China zu regieren, sie sich um keine öffentlichen Angelegenheiten mehr kümmern wolle. Infolge dieser zwangsweisen Abhängigkeit ist der Kaiser in Melancholie verfallen und glaubt, daß die Kaiserin ihn vergiften wolle. Bei den kurzen Unterredungen, die er mit den diplomatischen Vertretern in Peking gehabt hat, zeigte er ein reges Interesse für die auswärtigen Angelegenheiten. Aber die Herrschaft der Kaiserin-Witwe über ihn und seine Furcht vor ihr ist so groß, daß seine liberalen Ideen nie ausgeführt werden. Erst kürzlich soll der Kaiser sich die Einnischung in die Angelegenheiten seines persönlichen Gefolges verboten haben und gegen die Abfertigung einiger Beamten, die der Kaiserin-Witwe uneben geworden waren, Einmischung erhoben haben.“

Eingeschnitte Züge.

Kein einziger Zug, der am Donnerstag London verließ, erreichte bis Freitag abend Edinburgh. Einer der Züge blieb bei einer Station namens Bilston im Schnee stecken. Andere liegen verschnitten bei Newcastle. Die Züge von der Ostküste trafen dagegen meistens mit nur geringer Verspätung in Edinburgh ein. Ein ganzes Heer von Arbeitern war am Donnerstag und Freitag mit dem Freimachen der Strecken beschäftigt, aber ein neuer Schneesturm, der am Freitagnachmittag einsetzte, war genügen, alle Arbeiten zu vereiteln. Um 9 Uhr abends wurde gemeldet, daß die eingeschnittenen Züge noch unbeweglich seien. Die Lage wurde dadurch noch unangenehmer, daß fast sämtliche Telegraphendrähte brachen. Die Züge liegen an den denkbar ungünstigsten Stellen, in einem nur dünn be-

Der gläserne Dorsch.

Von Weatherley Chesney.

(Fortsetzung.)

Das wirkte. Der Mann verließ eiligst das Zimmer und schlürfte den linoleumbelegten Korridor entlang. Wir hörten, wie er an den Riegel und Kette der Haustür herumhantierte und die Zeit dünkelt mich endlos, bis er zurückkehrte und meldete, daß die Droschke da sei.

Und es war höchste Zeit. Einige von der Schar mußten unser Manöver durchschaut haben und waren an die Bordertür gelaufen. In rasendem Galopp fuhren wir davon, begleitet von einem wahren Hagel von Verwünschungen und Drohungen. Ja, ich glaube, daß uns sogar Steine nachgeworfen wurden, denn ich hörte, wie der Rutscher vor Schmerz laut aufschrie.

2. Kapitel.

Nun hatte ich Muße, meine Gedanken zu sammeln und mir meine Lage zu vergegenwärtigen. Wie übel hatte mir das Schicksal doch mitgespielt! Vor kaum einer halben Stunde war ich, Duncan Brett, Schiffskapitän im Dienste Ihrer Majestät, unserer allernachbarlichsten Königin, als unbescholtener, ehrbarer Mann nach meinem Hotel gegangen. Im Frieden mit der ganzen Welt, halb trunken vor Glückseligkeit, war ich dahingewandert — und jetzt war ich ein Gefangener, den der Arm des Gesetzes mit knapper Not den Händen einer blutdürstigen Rote entrissen hatte. Ich war des schrecklichsten Verbrechens verdächtig und konnte nur meine Unschuld beweisen, indem ich George Fenton, den Bruder meiner Braut, verriet. Der Anglist weiß perle mir von der Stirne. Welch furchtbare Vertretung von Umständen! Einen Moment lang war ich geneigt, das Ganze für einen bösen Traum zu halten, aber ein Blick auf die Polizisten neben mir überzeugte mich bald, daß alles Wirklichkeit war.

Die Droschke hielt vor dem Polizeigebäude. Wieder eine Ansammlung von Leuten, die uns zusahen, als wir ausstiegen. Ja, gab es denn heute abend in London nichts als Volksaufläufe? Ich wurde sogleich zu dem wachhabenden Beamten geführt und von ihm aufgefordert, meine Aussagen der Wahrheit gemäß zu machen. Das tat ich denn auch, indem ich ausführlich berichtete, was ich seit halb zehn Uhr, wo ich meine Braut verlassen, erlebt hatte. Ich verschwieg nichts als George Fentons Namen und gab nur an, ich sei plötzlich auf den Mörder in Audley Street gestoßen, er sei von Mittelgröße und dunklem Teint gewesen, habe sich über den Körper der toten Frau gebeugt und dabei das Heft einer Waffe in der Hand gehabt; als ich ihn angedrückt, sei er nach Oxford Street zu entflohen.

„War Ihnen der Mann bekannt?“ fragte der Beamte.

Auf diese Frage war ich gefaßt und antwortete deshalb prompt: „Ich würde ihn wiedererkennen, wenn er vor mir stünde.“

Er machte sich eine Notiz und fragte darauf: „Und dann?“

„Als der Mann, den ich für den Mörder hielt, verschwunden war, bog ich mich zu der Frau nieder, aber ich fand bald, daß ihr nicht mehr zu helfen war — das Leben war entflohen. Indem kam ein verdächtig aussehendes Individuum, das sich Dr. Fitzgerald nannte, und versuchte, den Leichnam zu plündern. Ich fuhr dazwischen und verfehlte ihm einen derben Stoß, und dafür hat er mich bei der Polizei des Mordes angeklagt. Das ist alles, was ich ausagen kann, das übrige haben Sie bereits durch Ihre Leute erfahren.“

„Sind Sie ganz sicher, daß Sie nichts hinzuzufügen haben?“ examinierte der Beamte.

„Ganz sicher,“ bestätigte ich, „ich kann nur noch sagen, daß man einen Fehlgriß getan hat, indem man mich arretierte. Hier meine Karte, wenn Sie sich näher über meine Personalien informieren wollen.“

Der Herr warf einen Blick auf das Blättchen und sagte höflich: „Sie befinden sich in einer sehr fatalen Lage, Herr Kapitän; ich fühle lebhaft mit Ihnen, umso mehr, als einem jeden von uns etwas derartiges passieren kann. Trotzdem erlaubt es mir leider meine Pflicht nicht, Sie sofort auf freien Fuß zu setzen. Aber wir werden möglichen Nachforschungen anstellen, um die Wahrheit Ihrer Angaben zu beweisen und die Identität der ermordeten Frau festzustellen. Haben Sie keine Vermutungen über die Ursache dieses Verbrechens?“

„Wie könnte ich das?“ antwortete ich. „Habe ich doch die unglückliche Frau nie zuvor gesehen.“

„Sie mißverstehen mich, Herr Kapitän. Ich wollte wissen, ob Sie vielleicht irgend ein verdächtiges Geräusch wie von Streit oder Kampf gehört haben, als Sie die Straße entlang gingen.“

„Nein,“ konstatierte ich. „Ueberdies hatte ich den Kopf zu voll von meinen eigenen Angelegenheiten, um auf irgend etwas zu achten; wäre das nicht gewesen, so würde ich überhaupt jene Straße gar nicht passiert haben. Offen gesagt — ich hatte mich verirrt.“

„Nun, Herr Kapitän, ich denke, wir können hiermit das Verhör als beendet betrachten. Ich danke Ihnen. Schließlich möchte ich Ihnen aber doch noch raten, bitten Sie einige Ihrer Freunde herzukommen, um die Angaben über ihre Person zu bestätigen. Ich glaube, Ihr Rechtsbeistand würde Ihnen hier auch von großem Nutzen sein. Leider kann ich Ihnen für diese Nacht nicht viel Bequemlichkeit versprechen, aber Sie wissen ja selbst, daß das nicht meine Schuld ist.“

vollkornen und den Wetterunbilden vollständig ausgeföhren Distrikt, der kaum imstande sein dürfte, den Reisenden ausreichende Lebensmittel zu liefern. Nach einem späteren Telegramm wurden die Passagiere der beiden Züge von London aus ihrer petriichen Lage befreit und nach Hamid gebracht. In Leeds lief am Freitagabend die Nachricht ein, daß der Zug von York nach Harrogate eingesehneit sei. Zwei Lokomotiven, die man zu seiner Unterstützung schickte, gerieten ebenfalls fest und mußten ausgegraben werden. Ein Güterzug der Nordostbahn blieb bei Bowes stecken. Das Geschick der Leute, die auf einer Hilfslokomotive zur Unterstützung dieses Zuges abgeschickt wurden, erregt Beunruhigung. Es verlautet, diese Lokomotive habe einen Unfall gehabt. Andere Lokomotiven versuchten vergeblich, zu ihr durchzudringen.

Sechs Schwestern nach einander geheiratet

Hat James Craven, ein Händler, der vor ca. 30 Jahren nach Montana kam, wo es damals noch recht wild aussah. Zu seinen Kunden gehörte eine deutsche An siedlerfamilie namens Lamprecht, die eine große Farm bewirtschaftete. Craven verliebte sich in die älteste Tochter namens Nora, und bald konnte er sie als Gattin heimführen. Ein Halbblutindianer jedoch, namens Charley Wolf, hatte seit langem die schöne Nora in sein Herz geschlossen, und grimmige Rache erfüllte seine Seele, als er sah, daß seine Liebe verschmäht wurde. Er beschloß, Nora zu töten, und bald bot sich ihm die Gelegenheit dazu, seinen schwarzen Plan zur Ausführung zu bringen. Craven war über Land gefahren und hatte sein junges Weib allein zu Hause gelassen. Der Wilde erspähte den Augenblick, da die Arglose ihr Haus verließ, und schoß sie nieder. Den Nachforschungen der Polizei wußte der feige Mörder sich geschickt zu entziehen. Craven trauerte vier Jahre um sein ermordetes Weib, dann entschloß er sich, wieder zu heiraten, und Marie Lamprecht, die zweite Schwester seiner ersten Gattin, folgte ihm bald zum Altare. Doch auch sein zweites Eheglück sollte nur wenige Wochen dauern, Wolf streckte auch Marie durch einen wohlgezielten Schuß nieder. Nicht lange darauf heiratete Craven die dritte Schwester, Effie mit Namen, doch auch sie wurde ein Opfer der nie fehlenden Büchse des Wilden, der sich nach jeder neuen Wildtat in die unwirtlichen Berge zu retten vermochte. Craven war völlig gebrochen und beschloß, Montana den Rücken zu kehren, um im Staate Ohio ein neues Leben zu beginnen. Doch bald kam er zurück und warb um die vierte Schwester Helene. Sie willigte unter der Bedingung ein, seine Gattin zu werden, daß er ihre Schwestern an Wolf zu rächen versprechen wollte. Craven sagte freudig zu, heiratete Helene und begab sich dann auf die Suche nach seinem Todfeind. In den zerklüfteten Bergen gelang es ihm nach langem Umherirren, die Spur des Mörders zu entdecken und ihn in einem Kampf auf Leben und Tod zur Strecke zu bringen. Craven kehrte freudig zu seiner Gattin zurück, doch das junge Glück der beiden dauerte nicht lange, denn Helene starb bald an einer ansteckenden Krankheit. Und wieder sprach Craven bei den Lamprechts vor, um sich Bertha, die fünfte der Schwestern, zum Weibe zu holen. Einige Jahre war er mit ihr verheiratet, als auch sie das Geschick ereilte. Als sie eines Tages ausritt, schante ihr Pferd, warf sie ab und ein Hufschlag machte ihrem Leben ein Ende. Craven beschloß nun endgültig, Montana den Rücken zu kehren, doch bevor er wegzog, hielt er um Lena, die sechste und letzte der Schwestern an, die ihm nun als Weib nach seiner neuen Heimat, einem kleinen Städtchen in Ohio, gefolgt ist. Craven hofft, daß nunmehr der Bann gebrochen ist, und daß es ihm vergönnt sein wird, an der Seite der letzten der Lamprechtischen Schwestern ein langes glückliches Leben führen zu können.

Lokales.

Der Berliner Polizei ist es gelungen, in der Person des Großschlächters Schrollen in Berlin einen jener gewissenlosen Menschen abzufassen, die das ganze westfälische Industriegebiet mit Dauerwurst versorgen, die anstatt aus Rind- und Schweinefleisch, in der Haupt-

sache aus Pferdefleisch hergestellt ist. Schrollen ist aber nicht der einzige, der die Gegend mit solcher Wurst versorgt, vielmehr sind in Berlin und Hamburg zahlreiche Fabrikanten dieser Art vorhanden, sie betreiben ihre Geschäfte im großen und verdienen ein Seidengeld dabei. Den Behörden ist das Treiben bekannt, seit längerem schwebt ein Verfahren u. a. gegen einen Großhändler, dessen Namen aber nicht genannt wird. Das Verfahren gegen solche Fälscher gestaltet sich insofern schwierig, als es dem Nahrungsmittelchemiker sehr schwer fällt, mit Bestimmtheit festzustellen, ob der Inhalt einer getrockneten und geräucherten Wurst nur aus Rind- und Schweinefleisch oder zum größten Teile aus Pferdefleisch besteht. Wenn aber die Behörden an den Absatzorten und den Produktionsstätten Hand in Hand arbeiten, namentlich bei bestehendem Verdachte schleunigst zur Beschlagnahme der Bücher schreiten, dann dürfte solches von Erfolg begleitet sein. Die zum größten Teile aus Pferdefleisch hergestellte Wurst kann natürlich erheblich billiger verkauft werden, als solche aus gutem Rind- und Schweinefleisch, aber sie ist trotzdem guter Ware gegenüber viel zu teuer und die Käufer sind die Betrogenen. Das Sprichwort: Nur der liebe Gott und der Metzger weiß, woraus der Inhalt einer Wurst besteht! hat heute mehr denn je seine Bedeutung. Sei deshalb jeder in der Wahl seines Wurstlieferanten vorsichtig!

Ueber eine Gasexplosion wird aus Frankfurt a. M. das nachfolgende berichtet: Am ersten Feiertag abends ertönte an der Ecke der Hochstraße ein weithin hörbarer Knall. Es war eine Explosion der durch die Hochstraße gelegten Gasleitung erfolgt. Der 180 Pfund schwere Schlußbenedel des mitten in der Straße liegenden Schächtes flog etwa zwei Stodwerke hoch in die Luft und saulte dann hernieder. Die erschreckten Passanten liefen davon. Die Scheiben eines Hauses im ersten Stock barsten durch die Gewalt des Luftdruckes. Einige Sekunden darauf erfolgten noch mehrere Explosionen. Die weiter nach der Hochstraße zu befindlichen eisernen Schächtedel wurden auch aus ihren Rahmen gesprengt, wobei noch zwei in Trümmer gingen. Man vermutet, daß die durch eine schadhafte Stelle der Gasleitung entwichenen Gase durch einen glimmenden Körper entzündet wurden. Die Hochstraße mußte sofort gesperrt werden. Schon seit drei Tagen war in dem Schachte ein Gasgeruch bemerkbar, ohne daß man die schadhafte Stelle entdeckt hätte.

Das Recht der Verhinderungsbefugnis betrifft eine beachtenswerte Ministerialentscheidung, die von der „Köln. Ztg.“ mitgeteilt wird. Der preussische Handelsminister hat die Auffassung, daß nur selbständige Handwerker zum Halten von Verbrüngen befugt seien, für irrig erklärt. Aus den einschlägigen Bestimmungen der Gewerbeordnung geht deutlich hervor, daß auch un selbständige Handwerker, insbesondere auch Gutschandwerker, Verbrüngen halten dürfen.

Ein origineller Heiratsantrag.

Ein Hamburger „herrschaftlicher Diener“ hat einen Heiratsantrag an ein in der Nachbarschaft von Olbesloe bedienstetes Mädchen gerichtet. Das Schreiben, von dem die „Zeh. Nachr.“ eine Abschrift empfingen, ist so drollig, daß wir es hier wiedergeben; es lautet: „Liebe Freundin! Was zuerst den Anfang meines Briefes betrifft, so bin ich in Verlegenheit, wie ich anfangen soll, denn die Liebe ist ein Gefühl des menschlichen Herzens, doch zur Sache. Ein anderer würde es Ihnen vielleicht mündlich gesagt haben, aber mit mir ist es etwas anderes. Ich bin in Wandsbek von rälischen Eltern erzogen, sehr nette Leute, aber ohne jeden Aufwand, stille Familienverhältnisse und etwas Viehzucht, doch zur Sache. Sie erinnern sich, mein Fräulein, was ein ritterlicher Sohn unter diese Verhältnisse für'n netten Menschen sein muß. Sie erinnern den Herrn, der ömal mit Sie am Lübbigen Baum tanzte und Sie eine Brause, sogar mit einem Schuß, nebst ihre Freundin geben ließ, und zuletzt noch zwei Rumbüde mit Käse zu je 30 Pfg., ich tat es ja gerne, doch zur Sache. Dieser selbige Herr schreibt jetzt Sie, denn warum soll ich es länger verhehlen, ich fühle es schon zum erstenmal, als ich Ihnen sah, ein Gefühl, ein Getriebel und getrabbel, ganz so als wenn ein Floh auf und

nieder hüpfte, doch zur Sache. Denn als ich näher zusah, war es kein Floh, sondern die Liebe zu Sie, vielleicht haben Sie daselbe Gefühl geföhlt, und dann muß Ihnen doch auch etwas daran gelegen sein, in andere Verhältnisse zu kommen, denn ich als herrschaftlicher Diener kann eine Frau ernähren. Ich bin ein spaßhafter Gefelle, denn wenn es sich macht, daß Sie meine Frau sind, so sollen Sie als Nebenverdienst unsere Herrschaft lochen. Ich würde gern in den Mußestunden eine Frau unterhalten. Auf diesen Antrag eines offenen und ehrlichen Mannes erwarte ich baldigst zärtliche Antwort. Ihr treuer K.“

Das Lebensalter.

Der Mensch erreicht ein Durchschnittsalter von nur 28 Jahren. Ein Viertel der Menschheit stirbt vor dem 7., die Hälfte vor der Erreichung des 17. Lebensjahres. Nur einer von je 1000 Personen wird 100 Jahre alt, nur 6 von je 100 erreichen das 65. Jahr, und nicht mehr als eine einzige von je 500 das 80. Von der Gesamtbevölkerung der Erde sterben schätzungsweise 90 000 Personen jeden Tag, ungefähr 3700 jede Stunde, 60 jede Minute, 1 in jeder Sekunde. Diese Verluste werden durch die Zahl der Geburten überreichlich ausgeglichen. Die Verheirateten leben durchweg länger als die Unverheirateten. Die durchschnittliche Lebensdauer in allen zivilisierten Ländern ist heutzutage größer als in irgend welcher früheren Periode. Macauley, der berühmte Historiker, hat nachgewiesen, daß, während im Jahre 1885, keinem ungetunden Jahre, die Todesfälle in England sich auf eins zu zehn stellten, im Jahre 1850 das Verhältnis eins zu vierzig stellte. Dupin, der bekannte französische Schriftsteller, hat berechnet, daß das Durchschnittsalter des Menschen, was sein Vaterland anbelangt, vom Jahre 1776 bis zum Jahre 1843 jährlich um 52 Tage zugenommen hat. Die Sterblichkeitsziffer charakterisierte sich im Jahre 1781 in dem Verhältnis von eins zu zweiundzwanzig, im Jahre 1820 indessen auf eins zu vierzig. Reiche Leute sollen ein Lebensalter von durchschnittlich zweiundvierzig, arme von nur 30 Jahren erreichen.

Der Prozeß gegen den russischen Admiral Nebogatow.

Die deutsche „Petersb. Ztg.“ schließt ihre Besprechung des Nebogatow-Prozesses mit folgenden bemerkenswerten Sätzen: „In einer operettenhaften Ausrichtung stand die Armada in die See. Neue, auf den Werften der Admiralität gebaute Schiffe waren so wenig stabil, daß man sie beschweren mußte, um das Gleichgewicht halten zu können. Die Ingenieure hatten Tag und Nacht zu tun, um diese Wunderwerke der heimischen offiziellen Schiffsbaukunst zurechtzubasteln und zu stützen. Man hatte keine Geschosse, um zu üben; die Mannschaft wurde erst auf der langen Seefahrt einigermaßen eingebrüht. Als es zur Schlacht kam, da fehlte es an Fernmessern und die Geschütze schloßen zu kurz, während die Japaner unsere Schiffe mit einem Hagel von Stahl und Eisen überschütteten. Alle diese Tadeln sind während des Nebogatow-Prozesses zutage getreten; sie waren freilich schon früher niemandem ein Geheimnis. Alle Schmach, die der Bureaukratismus über Ruhm und Gehalt hat, ist wieder einmal aufgewühlt worden; sie erfüllt die Herzen mit Zorn und bitterer Sorge. Aber das Gericht hat nicht das befreiende Wort gesprochen, das man erwartete. Es fand sich kein tapferer Mann, der gesagt hätte: lassen wir den armenigen Nebogatow und gehen wir an den Kern der Sache. So ist denn die Komödie zu Ende geführt worden und der Vorhang fällt, hinter dem die Admiralität ihre Geschäfte besorgt. Mit dieser Wendung kann man sich jedoch nichts weniger als einverstanden erklären. Das Land braucht keine Komödien, sondern es will Wahrheit und Klarheit. Es will endlich einmal den wahren Befehl, der in den Augustall der Admiralität hineinfährt und den Schmutz und die Unfähigkeit wegfeht, die sich dort seit Jahrzehnten eingenistet haben. Statt dessen sehen wir, daß das Vertuschungssystem einer Clique zuliebe fortgesetzt wird. Es bleibt alles beim alten, trotz Morden, Tsuschima und Revolution. Und man trägt sich wieder mit hoffnungslosen Plänen. Man träumt von ungeheuren Schiffsbauten, von der Wiedergeburt der russischen Flotte, und der Admiralität wird es warm ums Herz. Uns aber paßt ein Grausen — wohin soll das führen?“

Ich dankte dem Beamten für sein Entgegenkommen, befolgte seinen Rat und schrieb an Butterson, meinem Advokaten, sowie an mehrere meiner Freunde, auf die ich mich verlassen konnte, wofern sie überhaupt zu Hause waren. Auf dem Wege nach meiner Zelle kam ich an dem Körper der ermordeten Frau vorüber, die mit einem Tuche bedeckt, auf einer Bahre ruhte. Dieser Anblick genügte, um mir den letzten Rest von Fassung zu rauben. Ich schritt die ganze Nacht in meiner Zelle auf und ab und versuchte nicht einmal im Schlaf meine trostlose Lage zu vergessen. Und war das ein Wunder? Waren doch die entsetzlichen Ereignisse Schlag auf Schlag einander gefolgt, und jetzt befand ich mich gar hinter Schloß und Riegel, mitten unter den schrecklichsten Verbrechern. Natürlich brachten die Morgenzeitungen schon einen ausführlichen Bericht, der meine Verwandten mit schwerer Sorge, meine Freunde mit Stauern erfüllen mußte. Daß einige von ihnen sofort bereit sein würden, das Schlimmste zu glauben, wußte ich ganz genau; aber es gab auch andere, die an meiner Unschuld nicht zweifelten. Ein treues Herz aber würde bluten — ein Herz, das noch vor wenig Stunden in höchster Seligkeit an meiner Brust geruht. Und das Allerjüngste war, daß ich mich nur rechtfertigen konnte, wenn ich George Fentons Verbrechen ans Licht brachte.

George Fenton ein Mörder! Welch furchtbarer Gedanke! Was in aller Welt konnte ihn zu solcher Teufelskat verleiten haben? Und wer war jene Frau? Halt! Natürlich, natürlich, so mußte es sein! Daß ich auch nicht früher auf den Gedanken gekommen war! Das war das Mädchen, welches der Familie Fenton schon so viel Kummer bereitet! Der arme Junge hatte sich in ein Weib verliebt, das gesellschaftlich tief unter ihm stand, ja, sogar in dienender Stellung war. Die Bemühungen seiner Verwandten, dieses unerwünschte Verhältnis zu lösen, waren

vergeblich gewesen; George hatte hartnäckig erklärt, er liebe das Mädchen und werde nie von ihr lassen. Ja, aber warum sollte er sie denn dann getötet haben! Und mit welchem Recht nahm ich überhaupt an, daß es jene Frau war? — Meine Gedanken verwirrten sich immer mehr, es war mir, als müßte ich den Verstand verlieren. — Da endlich brach der Tag an, und meine Natur forderte gewaltig nach dem Recht. Ich fan! auf der harten Matratze nieder und versank in einen unruhigen Schlummer.

Der erste, der mich am nächsten Morgen begrüßte, war Butterson. Noch ehe ihn mein Brief erreicht hatte, war der brave Mann auf die Nachricht in der Zeitung hin zu mir geeilt. Wenige Worte genüigten, ihm die Sachlage klarzulegen, und er entfernte sich, um sofort zu meiner Befreiung die notwendigen Schritte zu tun.

Auch die Polizei war inzwischen nicht untätig gewesen. Sie hatte in „Veras Garten“ Erkundigungen eingezogen und meine Angaben bestätigt gefunden. Und, was das Wichtigste war, es fehlte nicht an Spuren des Mörders. Wie es sich herausstellte, war der unglückliche Mann gleich, nachdem er mich verlassen hatte, verfolgt worden. Er hatte das abgebrochene Heft über eine Mauer geschleudert, um es los zu werden, hatte aber zu kurz gezielt, und es war den Verfolgern zu Füßen gefallen. Dann war er entkommen; man hatte ihn zwar noch einmal in Oxford Street gesehen, dann aber jede Spur von ihm verloren. Alle diese Umstände waren schlagende Beweise für meine Unschuld. Es lag in der Tat nichts gegen mich vor, als die Beschuldigung eines zweifelhaften Individuums, das seitdem verschollen war. Ja, es bedurfte kaum des Zeugnisses meines ehrwürdigen Vorgesetzten, des Admirals Neo und anderer einflußreicher Freunde, um mich volends von jedem Verdacht zu reinigen.

So kehrte ich denn noch an demselben Vormittag in

mein Hotel zurück mit dem erdrückenden Bewußtsein, daß der Mörder dieser bis jetzt noch unbekannten Frau George Fenton war, der Bruder des Mädchens, das vor wenigen Stunden gelobt, mein Weib zu werden.

3. Kapitel.

George Fentons Verfolgung.

Werfen wir nun einen Blick auf George Fenton und seine Erlebnisse, nachdem er mich verlassen, wie sie mir durch die Polizeiberichte, in den Zeitungen, sowie später durch ihn selbst bekannt wurden. An jenem Abende hatte er nicht Geistesgegenwart genug gehabt, seine Schritte zu mahigen, und die Folge davon war, daß er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Im eiligen Laufen verlor er den Hut, flogen die Schöße seines Ueberrockes auseinander, so daß sein Gesellschaftsanzug sichtbar wurde. Seine Hand umspannte noch den Griff des Dolches, und seine verzerrten, bleichen Züge verrieten seine Todesangst. Kein Wunder, daß eine solche Erscheinung imitten der Nacht sogar in diesem Stadtteil auffiel. Wer nun zuerst die Jagd hinter ihm ins Werk setzte, ist unbekannt geblieben und wohl auch gleichgültig — vielleicht war es einer jener nächtlichen Straßenbummler — bald aber hatte sich eine ansehnliche Schar an seine Fersen geheftet und „Halt auf! Halt auf!“ brüllte es hinter dem Flüchtling drein.

Fenton wurde seine Verfolger erst gewahr, als sie dicht hinter ihm waren und nun erinnerte er sich an die Waffe, die er noch immer umklammert hielt. Um sich ihrer zu entledigen, versuchte er sie über eine Mauer zu werfen, aber, wie schon erwähnt, fiel sie zu den Füßen seines nächsten Verfolgers nieder, der sich bückte, um zu sehen, was es wäre. Dieser Zwischenfall hemmte die Jagd für einen Moment; Fenton benutzte seine Chance und stürzte davon, als ob die Furien hinter ihm her wären. Das Glück war ihm günstig und er gelangte endlich, war atemlos, ohne Hut

Allerlei.

Eine Tragödie auf hoher See. Ein tödlich verlaufener Unfall ereignete sich an Bord des Dampfers „Graf Waldersee“, als sich das Schiff, auf der Rückfahrt nach Hamburg begriffen, in der Nordsee befand. Der 16-jährige Offiziersjunge Rennhard war mit dem Reinigen der Kajüte des vierten Offiziers beschäftigt; während dieser Zeit betrat der Matrose Ziskowski den Raum, um sich Putzmaterial herauszuholen. Bei dieser Gelegenheit ließ sich Z. aus Neugierde von dem Offiziersjungen einen an der Wand hängenden, geladenen Revolver zeigen, der sich beim Hinreichen entlud. Die Kugel drang in die Brust und verwundete ihn so schwer, daß er trotz ärztlicher Hilfe nach Verlauf von einer halben Stunde seinen Geist aufgab. Die Leiche wurde nach Seemannsbrauch ins Meer versenkt. Bei der Ankunft des Dampfers im Hamburger Hafen wurde der Offiziersjunge verhaftet, um sich demnächst wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht zu verantworten.

Die Kraft eines Käfers. Es ist bekannt, daß die meisten Insekten eine im Vergleich zu ihrer Größe ganz erstaunliche Kraft besitzen. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Versuch, der vor kurzem in der Zeitschrift „Prometheus“ veröffentlicht wurde. Ein Stuhlbein von etwa 12 Millimeter Länge, der über eine Tischplatte trocknete, wurde mit dem Dedel einer Büchse aus Zinn bedeckt, den er aber, indem er sich weiter bewegte, fortstieß. Als nun auf den Dedel die ganze Büchse gestellt wurde, dauerte es nicht lange bis es dem Käfer gelang, den Dedel mit der darauf liegenden Büchse an einer Seite aufzuheben und so aus seinem Gefängnis zu entfliehen. Der Käfer wog 0,032 Gramm, der Dedel mit der Büchse 114 Gramm. Unter der zweifachen der Wirklichkeit sehr nahe kommenden Annahme, daß der Käfer nur das halbe Gewicht der Büchse, das heißt 57 Gramm, aufgehoben hat, um die Freiheit wieder zu erlangen, ergibt sich, daß das Insekt das 1800fache seines eigenen Gewichts zu heben imstande war. Ein Mensch, der ebenso stark wie dieser Stuhlbein wäre, müßte, wenn er 75 Kilogramm wiegt, nicht weniger als 135 000 Kilogramm heben.

Ein drolliger Feuerwehrbericht ist in der „Oesterreichisch-Schlesischen Feuerwehrzeitung“ veröffentlicht. Es heißt darin: Der ländliche Feuerwehrkommandant meldet: „Das Feuer entstand durch Irrsinnigkeit des Josef Nagel, oder weil Kinder zum Viehfüttern verwendet wurden; es laufen verschiedene Gerüchte im Dorfe herum. Der Feuerlarm erfolgte durch Läuten der Glöden und Signalrufen vorchriftsmäßig. Der Feuerleiter verfehlte seinen Weg, denn die Landstraße war sehr benebelt. Der Besitzer des Brandobjektes konnte keine Löschanstalten machen, weil er kein Wasser hatte, und weil er nicht zu Hause war. Eine Feuerwehr kam bis anderthalb Kilometer zur Brandstätte, dort aber wurde sie umgekehrt und nach Hause beordert. Der Brandplatz war durch zwei Laternen und einen Gendarmen erleuchtet. Die Löscharbeiten leitete der Vorstand, weil es dem Kommandanten selbst in der Oberstufe brannte. Die Löscharbeiten wurden anfangs aus der Taube des Beschädigten gespeist, später erhielten sie Wasser durch Mädchen und Einschenken derselben in die Spritzen und durch Saugen der Pflichtfeuerwehr am Hydrant. Gerettet wurde eine Kommode und eine Kuh, welche gestohlen wurde. Die Dienstmagd rettete das nackte Leben im bloßen Hemd. Vieles Rindvieh lief beständig dem Feuer zu, welches eingesperrt wurde. Ein Mann wurde durch Stichflammen am Ohr verletzt, welches über den Helm hinausragte. Der Brand hat gelehrt, daß das Spritzenhaus nicht so weit von der Brandstätte entfernt sein soll. Der Erfolg der freiwilligen Feuerwehr war großartig und wird von allen bewunderungswürdigen Einwohnern geteilt.“

Eine Revolververschießerei in einem Restaurant eregte in einer der letzten Nächte in Paris größte Aufregung und tiefste Entrüstung. In ein Kabarett des Montmartre kamen gegen Mitternacht lärmend und laut singend drei junge Leute und verlangten ungestüm Champagner.

und an allen Gliedern zitternd, jedoch seiner Verfolger ledig, nach Oxford Street. Eben fuhr eine Straßenbahn vorüber, schnell entschlossen sprang er auf. Wohin sie führte — er wußte es nicht, er fragte auch nicht danach. Der Stehplatz war bereits überfüllt und sein Nebenmann, dem er derb auf die Füße getreten war, zeigte sich über den neuen Zuwachs durchaus nicht erbaut.

„Sie hätten besser auf den nächsten gewartet.“ bemerkte er mit einem bedeutungsvollen Blick auf Fentons Kopf, „vielleicht sitzt da auch Ihr verlорener Sonntagshut drin!“

Jetzt erst wurde Fenton gewahr, daß ihm der Hut fehlte. Daß er sich, um Aufsehen zu vermeiden, schnell wie möglich in Besitz einer Kopfbedeckung setzen mußte, lag auf der Hand, und darum trat er sofort in Unterhandlung mit dem Mann. Da stieß er aber auf Widerstand.

„Oh! Ich soll mich wohl Ihre Wege erkälten? Denke nicht daran!“

„Ist wohl ein teurer Hut?“ sagte Fenton.

„Mir wenigstens; wenns auch keine Grafenkrone ist. Unsereiner hat seinen Stolz; möcht nicht, wie andere, wie ein Strolch auf der Straße rumlaufen.“

„Wie wärs denn mit fünf Mark dafür?“ lachte Fenton.

„Sie spassen wohl, mein gutes Herrchen! Fünf Mark für meinen guten Hut da! Erste Güte von Vinken u. Bennit! Müßt doch 'n Esel sein! Aber die Feder drauf sollen Sie für das Geld haben; schöne Feder! Hält auch recht hübsch warm!“

„Sieben und ein halb?“

„Nun, das läßt sich eher hören. Meinetwegen. Wäre doch schade, wenn so ein hübsches Herrchen den Schnupfen kriegt. Nun, und wie stehts denn mit der Feder? Schöne Feder, direkt aus 'nem Pfauenschwanz!“

Der Wirt wollte den Gästen keine Getränke verabreichen und forderte sie auf, das Lokal zu verlassen. Da zog einer von ihnen einen Revolver aus der Tasche und gab mehrere Schüsse ab. Diefem Beispiele folgten seine Kumpane, und bald war im Restaurant eine allgemeine Revolververschießerei im Gange. Da die Schützen aber stark angetrunken waren, richteten die Kugeln Unheil an und verletzten mehrere Gäste zum Teil recht schwer. Als die „Spukvögel“ sahen, was sie getan hatten, suchten sie zu entfliehen, wurden aber vom Wirt und den Kellnern festgehalten. Wenn nicht zur Zeit die Polizei eingegriffen hätte, wären die drei von dem Publikum gelyncht worden.

Toller Streich englischer Soldaten. Drei Leute von der Erschadswadron des in Ägypten stehenden Inniskilling-Dräger-Regiments verübten in der Kavalleriekaserne von Ballincollig einen Streich, der ihnen teuer zu stehen kommen dürfte. Die Leute überfielen den Posten im Kasernenhofe, banden und knielten ihn, holten drei der besten Pferde aus dem Stall und galoppierten wie wahnsinnig in dem Distrikt herum. Dem Manne gelang es nach einiger Zeit, durch Hin- und Herrollen auf dem Boden den Knebel von seinem Munde zu lösen und um Hilfe zu rufen. Ein in die Kaserne zurückkehrender Unteroffizier befreite ihn aus seiner, in der Kälte keineswegs ungefährlichen Lage und machte Meldung von dem Vorgange. Die drei Ausreißer wurden verfolgt und festgenommen und sehen ihrer Verurteilung durch ein Kriegsgericht entgegen.

Die eigene Hochzeit vergessen. Aus London wird berichtet: Ein Fall von Vergesslichkeit, wie er dem nicht oft vorkommen dürfte, ereignete sich in der Gemeinde der St. Paulskirche Brentford. Es war vereinbart worden, daß ein Brautpaar am Weihnachtstage zum Altar schreiten sollte, um feierlich den Bund fürs Leben zu schließen. Um 9 Uhr morgens traf auch die Braut mit ihren Angehörigen in der Kirche ein. Aber der Bräutigam war nirgends zu erblicken. So nahm die Gesellschaft Platz und wohnte einweilen mehreren anderen Gesellschaften bei. Als dann der Bräutigam aber immer noch nicht kam, sandte man einen Boten aus, den Vermählten zu suchen. Man fand den angebenden Gatten damit beschäftigt, mit Würde und Ruhe und mit der Sorglosigkeit des Gerechten sein Frühstück zu verzehren. Seiner Gewohnheit gemäß war er um sechs Uhr aufgestanden, hatte gearbeitet und darüber seine eigene Hochzeit völlig vergessen. Indes die Braut in der Kirche harrete und schluchzte, fuhr der angebende Ehemann nun hastig in die Zeitkleider, sprang in eine Droschke, bat den Kutscher, doppelt so rasch zu fahren, und kam endlich atemlos in die Kirche gestürzt, wo er schließlich doch noch glücklich seine Braut zum Altar führen konnte.

Massenmord der Eisenbahn. Nach der vor kurzem erschienenen Unfallstatistik der nordamerikanischen Eisenbahnen für das am 30. Juni 1905 endende Jahr wurden in diesem Zeitraum 9703 Personen getötet und 86 008 Personen verletzt; davon entfielen auf die Passagiere selbst nur 537 Getötete und 10 457 Verletzte. Für die amerikanischen Verhältnisse besonders charakteristisch ist, daß bei Eisenbahnübergängen und sonstigen Gelegenheiten allein 5805 Privatpersonen getötet und 8718 verletzt wurden, der Rest entfällt auf Beamte. Diese Ziffern entsprechen einem Durchschnitt von 26 Getöteten und 238 Verletzten, die täglich auf den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten zumeist der mangelhaften Betriebssicherheit zum Opfer fallen.

Drei Sonderlinge. An dem Ufer des Flusses Colne fand man am Freitagmorgen den alten Einsiedler Death in seiner Blodhütte erfroren vor. Death zahlte früher die höchste Einkommensteuer in Colchester. Ein Prozeß, in dem er 2000 Pf. St. verlor, scheint ihn geistig gestört zu haben. Seit dieser Zeit lebte er abgeschlossen in einer Blodhütte. Man sah ihn selbst im Winter nur nordürftig bekleidet, trotzdem er Ueberfluß an Kleidern hatte. — Ein ähnliches Geschehnis hatte ein zweiter alter Einsiedler namens Luxford bei Worthington. Man fand auch ihn erfroren. In dem von Möbeln fast gänzlich leeren Räume entdeckte man 70 Pf. St. in Gold und Silber.

„Die Feder können Sie behalten“, wehrte Fenton ab und setzte den unfauberen Hut auf.

Jetzt rief der Schaffner den Namen der Endstation aus; der Wagen hielt und die Passagiere entfernten sich. Fenton überlegte. Er fühlte in die Taschen seines Kodes und prüfte seine Borschaft. Doch einige Goldstücke! Nun, damit konnte er sich zwar dem Arm des Geheles nicht weit genug entziehen, aber sie reichten doch hin, um die Hauptstadt zu verlassen, ehe mit dem anbrechenden Morgen die Kunde von dem Morde überall bekannt wurde. Nur schnell nach einer Station! Einem unbekannten Gefühl folgend, beschloß er, nach Norden zu fliehen und sprang auf einen Pferdebedarfwagen, der nach der Station dieser Linie führte. Obgleich der Regen in Strömen niederrauschte, wagte der Flüchtling nicht, sich in das Innere des Wagens zu setzen, sondern kletterte als einziger Passagier auf das Dach, wo er sicher war, keinem Bekannten zu begegnen.

Wie entschuldig langsam das Gefährt dahinrollte! Es war, als ob irgend ein böser Geist ihm Hindernisse aller Art in den Weg legte, als ob er nie an sein Ziel kommen sollte. An einer Straßenecke fuhren sie gegen einen Laternenpfahl an, die Pferde schauten und versuchten durchzugehen; dann hätten sie beinahe einen Herrn überfahren, der auf unsicheren Füßen aus irgend einem Mäßigkeitsverein heimkehrte, und schließlich stürzte gar noch eines der Pferde auf dem schlüpfrigen Wege. Am Kirchhofe von Kensal Green entlang ging die Fahrt so langsam, als begleite man einen Leichenzug, und erst, als das Ziel näher rückte, nahmen Kutscher und Pferde einen neuen Anlauf, um endlich in schlanke Trabe vor der Station zu halten. Eben verließ die Bahnstufuhr die Mitternachtsstunde, und Fenton erfuhr zu seiner Freude, daß der Nachtschnellzug in wenigen Minuten durchkommen würde. Aber

da war ein Bantouch. — Der dritte Eremit Stoyer lebte in einer Gartenhütte bei Brighton. Auch er erfor, und bei der Leiche des für arm gehaltenen Mannes fand man zahlreiche Wertpapiere. Diese drei erfrorenen Sonderlinge waren alle mehr als 70 Jahre alt.

Industrie, Handel und Verkehr.

Essener Viehmarkt vom 31. Dezember.

Ämtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 38 Ochsen, 432 Rühre und Kalben, 190 Bullen und Baulen, 2012 Schweine, 44 Schafe, 317 Kälber. Preise für 50 Kgr. Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Ochsen höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren 84—85 Mk. 2. Junge, fleischige, nicht ausgewästete, ältere ausgewästete Ochsen 80—82 Mk. Kalben und Rühre: 1. Vollfleischige, ausgewästete Kalben höchsten Schlachtwerts 82—83 Mark, 2. Vollfleischige, ausgewästete Rühre höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren 77—78 Mk. 3. Ältere ausgewästete Rühre und wenig gut entwickelte jüngere Rühre und Kalben 72 bis 75 Mk. 4. Mäßig genährte Rühre und Kalben 64—68 Mk. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgewästete Bullen bis zu 5 Jahren 75—76 Mk. 2. Vollfleischige jüngere Bullen 72 bis 74 Mk. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 65—68 Mk. Schafe: 1. Mastlamm und jüngere Mastlamm 85 Mk. 2. Ältere Mastlamm 80—83 Mk. Preise für 50 Kgr. Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelpender 75 Mk. 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber 62—64 Mk. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber 57—60 Mk. 4. Geringe Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Greffer) 48—54 Mk. Schweine (mit 20 Pro. und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/4 Jahren 67—69 sent Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen 62—64 Mk. 2. Fleischige Schweine 64—66 Mk. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber 58—62 Mk. Tendenz: langsam, Großvieh und Schweine Ueberfluß.

„Seit einigen Jahrzehnten macht sich unter den Kulturvölkern immer mehr die Bestrebung bemerkbar, die Menschen in jeder Beziehung und auf allen Gebieten zu größerer Natürlichkeit zurückzuführen.“ So beginnt eine kleine Broschüre „Genußmittel — Genußgifte“ von Dr. Röttger-Berlin (Elwin Staude, Berlin), in der der Verfasser „Betrachtungen über Kaffee und Tee: auf Grund einer Umfrage bei den Ärzten“ anstellt. An der Hand eines sehr umfangreichen, mit großer Uebersicht zusammengestellten interessanten Materials ärztlicher Erfahrungen aus allen Teilen Deutschlands, ja auch einiger des Auslandes, kommt Verf. zu dem Schluß: „Tee und Kaffee, ersterer weniger, letzterer aber besonders, sind in stärkeren Aufgüssen auch gesunden Organismen schädlich; selbst in schwächeren Aufgüssen schaden sie Kindern, Blutmern, Nervösen und Herzkranken und tragen, wenn sie, wie bei der ärmeren Bevölkerung, in großen Mengen, über den ganzen Tag verteilt, wenn auch nur dünn, getrunken werden, dazu bei, eine Unterernährung des Organismus zu begünstigen.“ — Wir können diesen Ausführungen voll und ganz beistimmen, vertreten wir ja doch schon seit langem den Standpunkt, daß der menschliche Körper die vielen jetzt gebräuchlichen Reiz- und Genußmittel nicht vertrage und der allgemeine Gebrauch derselben eine Sünde gegen die Natur ist. — Bemerkenswert ist weiterhin das Kapitel der Ersatzmittel, in dem Verfasser auf die natürlichen Ersatzgetränke: Milch, ferner Schleimuppen und vor allem den schon von uns lange empfohlenen Malzkaffee hinweist. Voll und ganz unterschreiben wir ferner die Beurteilung, die Verfasser der Inkonzessenz eines Teiles der Abstinenz zuteil werden läßt, die den Alkohol durch den Kaffee ersetzen und so „den Teufel durch Beelzebub austreiben“ will. — Die Broschüre ist gerade für uns sehr interessant, zeigt sie uns doch, daß auch die „Schulmedizin“ beginnt, sich an die Rückkehr zu naturgemäßer Lebensweise zu erinnern — allerdings erst ein sehr kleiner Anfang! — An Wert gewinnt die Schrift noch durch ein Vorwort des bekannten Nervenarztes Geheimrat Eulenburg, der den gleichen Standpunkt mit dem Verfasser teilt.

wohin das Billet nehmen? Liverpool wäre wohl das beste für ihn gewesen, aber mit Rücksicht auf seine geringe Barschaft entschied er sich für Manchester. Genau zwölf Minuten nach Zwölf brauste der Zug heran — Fenton atmete erleichtert auf. So mag es wohl dem Reisenden zu Mute sein, der nach einer langen Fahrt voller Gefahren endlich den ersehnten Hafen sieht. Ein leeres Koupee war nicht zu entbeden, und so sah er sich genötigt, in einem Abteil Platz zu nehmen, in dem ein einziger Passagier saß. Der Herr musterte ihn anfangs mit schläfrigem Interesse, ermunterte sich aber völlig, als der Neugekommene seinen triefenden Ueberrod abwarf und sich nun in Gesellschaftsangzug präsentierte.

„Der junge Herr kommt wohl aus einer fideleu Abendgesellschaft?“ fragte er im breitesten Yorkshire Dialekt.

Fenton verneigte sich zustimmend; er war zu erschöpft, um zu einer längeren Auseinandersetzung aufgelegt zu sein.

„Ich will wetten, jetzt ist alle Tage so etwas los!“

Fenton seufzte bei sich über die Geschwähigkeit des alten Herrn. Sollte das die ganze Nacht so weiter gehen? Aber er nahm sich zusammen und sagte höflich: „Nun ja, das kann man in der Stadt so ziemlich alle Tage haben.“

„Das wäre nichts für mich; ich gehe lieber dahin, wo man sich weiter nicht anzuziehen braucht — ins Wachsfigurenkabinett oder meinetwegen auch in den Tower!“ Fenton schwieg, aber sein Gesicht nahm ihm das nicht übel, sondern fuhr fort: „Nicht, daß ich diesmal dort gewesen wäre — habe das alles schon oft gesehen. Diesmal war ich in Gefächten in der Stadt.“

Fenton nidte müde.

(Fortsetzung folgt.)

Angstvoll schaute ich mich in dem ziemlich großen Raum um. An einem runden Tisch saßen, die Pfeifen im Munde, mehrere Banditen und spielten Karten. Manch lauernder Blick aus ihren stehenden Augen traf mich. Andere lagen der Länge nach auf der Erde, die Arme unter dem Kopf gekreuzt und erzählten sich in gedämpftem Tone Geschichten, die wohl spasshaft sein mußten, denn ein rohes Gelächter unterbrach oft das Erzählen. Kim selbst stand am Schenktisch und goß mir meinen Festerstrahl ein. Daß es kein Latrinier hier gab, war mir klar, ich war unrettbar dem Tode verfallen. Was war zu tun? Konnte ich vielleicht mit dem Gelde, das ich bei mir trug, mein Leben erkaufen? War es möglich, das Mitleid Jims anzurufen? Ein Blick zu ihm hinüber überzeugte mich jedoch, daß jedes menschliche Gefühl, jede mitleidige Regung in ihm gestorben war.

Als jetzt Kim mit Kognak und Brot auf mich zukam, durchfuhr mich plötzlich der Gedanke, seinen Ehrgeiz — auch Schurken können solchen besitzen — zu wecken.

„Kim“, sagte ich, „setz dich mal zu mir, ich hab' dir etwas anzuvertrauen.“ Ein grimmig ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, als er neben mir Platz nahm und mit niedergebückten Augen anhörte, was ich sprach.

„Ich sehe“, begann ich, „daß ich hier unter sehr unheimlichen Gestalten geraten bin. Deine Gäste gefallen mir nicht. Ich habe Geld bei mir und fühle mich nicht sicher. Willst du so gut sein, und mein Geld in Gewahrsam nehmen? Morgen reise ich weiter.“

Verblüfft schaute der Räuber mich an, seine Augen funkelten eigentümlich, als er mit sichtlich erschütterung fragte:

„Du kennst mich und vertraust mir?“

„Ja“, sagte ich erleichtert aufatmend, denn in dem Moment schloß ich Mut. Ich zog meinen Geldbeutel heraus, in welchem ein Teil meines Geldes sich befand, während das übrige in meiner Brieftasche war — und übergab ihn Kim.

Mit zitternder Hand griff er danach und meinte zögernd: „Wollt ihr das Geld nicht erst zählen?“

„Nein Kim — bei dir wird das nicht nötig sein.“

Er steckte den Beutel zu sich. Grinsend sahen die am Boden liegenden Räuber dem zu.

Ich sah wenig und trank einige Kognaks. Dann winkte ich wieder Kim zu mir.

Fragend sah er mich an.

„Kim“, sagte ich, „wo kann ich schlafen?“

„Du wirst bei mir schlafen“, antwortete er kurz; nach einigen Sekunden setzte er hinzu: „Aber du mußt warten, bis ich selbst zur Ruhe gebe.“

Mit durchstefte es eilig, denn ich dachte an die furchtbare Szene in San Franzisko.

In einer Abteilung des Zeltes lag ich neben Kim auf Strohh. Bis drei Uhr in der Nacht rührte sich nichts. Plötzlich hörte ich den Hahn eines Revolvers spannen und ein Schuß fuhr lautlos über mich hinweg.

Entsetzt richtete ich mich auf. Kim saß ebenfalls aufrecht. Mehrere Banditen erschienen am Eingange des Zeltes, einer derselben trat mit einer Laterne in der Hand herein:

„Was gibt's?“ fragte würdevoll der Kerl, alle mit ihm.

„Der Teufel auch, ich habe eine Fliege erschossen“, gab Kim zurück — schert euch, daß sich keiner mehr blicken läßt!“

„Reidest du an Schlaflosigkeit, Kim?“ fragte ich zitternd.

Er gab mir keine Antwort, wandte sich energisch um und verhielt sich bis zum Tagesanbruch ruhig. Als er sich erhob, tat ich das Gleiche. Mit ihm zugleich betrat ich das Zelt, kein Räuber schien schon wach zu sein, es war leer.

Kim wollte vom Brunnen Bachwasser holen, „komm mit“, sagte er zu mir, „du kannst hier nicht allein bleiben.“

Ich aber sagte, daß ich nun fort wolle.

Er griff in die Tasche und reichte mir seinen Geldbeutel, „hier ist dein Geld.“

„Nimm dir heraus, was ich dir schulde“, sagte ich.

„Gekränkt sah er mich an. „Das tue ich nicht“ sprach er.

„Was bin ich dir schuldig?“ wiederholte ich.

Er nannte die Summe, und ich bezahlte. „Hier Kim“, sprach ich, „und da du so freundlich gegen mich warst und ich sehr gut bei dir gewohnt habe, gestatte mir, daß ich etwas mehr gebe.“

„Laß das!“ herrschte er mich an.

„Geh wohl, Kim, ich reise jetzt weiter.“

„Wohin?“

„Zur Landungsbrücke, ich schiffe mich nach San Franzisko ein.“

„Das dachten sie“, sprach er vor sich hin und meinte dann laut und entschieden: „Ich begleite dich!“

Mit einemmale wich alle Hoffnung auf ein glückliches Entkommen. Schon glaubte ich mich aus Räuberhand befreit, als ich mich wiederum gefangen sah.

„Ich kenne den Weg“, wagte ich schwächeln einzuwenden, „bemühe dich nicht.“

„Sattle dein Pferd“, befahl er kurz.

Ich sah auf, und gleich darauf ritt Kim neben mir; zitternd beobachtete ich alle seine Bewegungen.

Kim sprach kein Wort; mir selbst erschienen die zwei Stunden, in denen wir nebeneinander herritten, wie eine Ewigkeit. Endlich erreichten wir die Landungsbrücke.

Ich sprang vom Pferde, Kim ebenfalls. Da tauchte unversehens, wie aus der Erde gewachsen, die schwarze unheimliche Räuberhölle auf, die mir bei meiner Ankunft im Zelt zuerst entgegengetreten war.

Kim ging auf ihn zu und fragte mit gebieterischer Stimme: „Wo willst du hin?“ „Nach San Franzisko“, gab der andere zurück und blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Sofort kehrt du um!“ donnerte Kim. Einen Moment schien der Bandit zu zögern, dann aber wandte er sich zähneknirschend zum Gehen.

„Er wollte dich kalt machen“, meinte Kim, sich nun zu mir wendend, so ruhig, als erklärte er mir ein nebenfälliges Ereignis — „aber“ — er hob drohend seine gewaltige Faust und ließ den Satz unbenutzt.

Nun erst begriff ich Kim! Der Schuß in der Nacht war das Signal, daß er über mich wache und seine Begleitung, die er mir aufgebracht —

Das Gefühl, mich aus einer großen Gefahr gerettet zu sehen und die Vorsicht Jims stimment mich weich.

Gekränkt wollte ich seine Hände erfassen, ihm danken — doch ich erinnerte mich, daß Blut an diesen Händen liege, ich trat ihm nur näher und sagte:

„Du hast sehr brav gehandelt, und wenn wir uns je wiedersehen — ich werde es dir danken.“

„Unheim!“ erwiderte er kurz und seine Augen blitzten eigenartig.

Ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund. Er wandte sich um und schritt gelassenen Schrittes, die Arme über dem Rücken gekreuzt, die Brücke auf und ab.

Jetzt endlich ertönte das Signal des ankommenden

Schiffes. „Du kannst nun gehen, Kim“, sagte ich, „nimm zum Andenken mein Pferd.“

„Ich will nicht!“ entgegnete er trotzig.

„Nun so nimm hier dieses Geld, tue mir den Gefallen!“ Er stieß meine ausgestreckte Hand roh zurück und mit fast heiserer Stimme brachte er hervor:

„Was ich tat, war ich nicht dir, sondern mir schuldig, du vertraust mir — dafür schenke ich dir dein Leben — geh!“

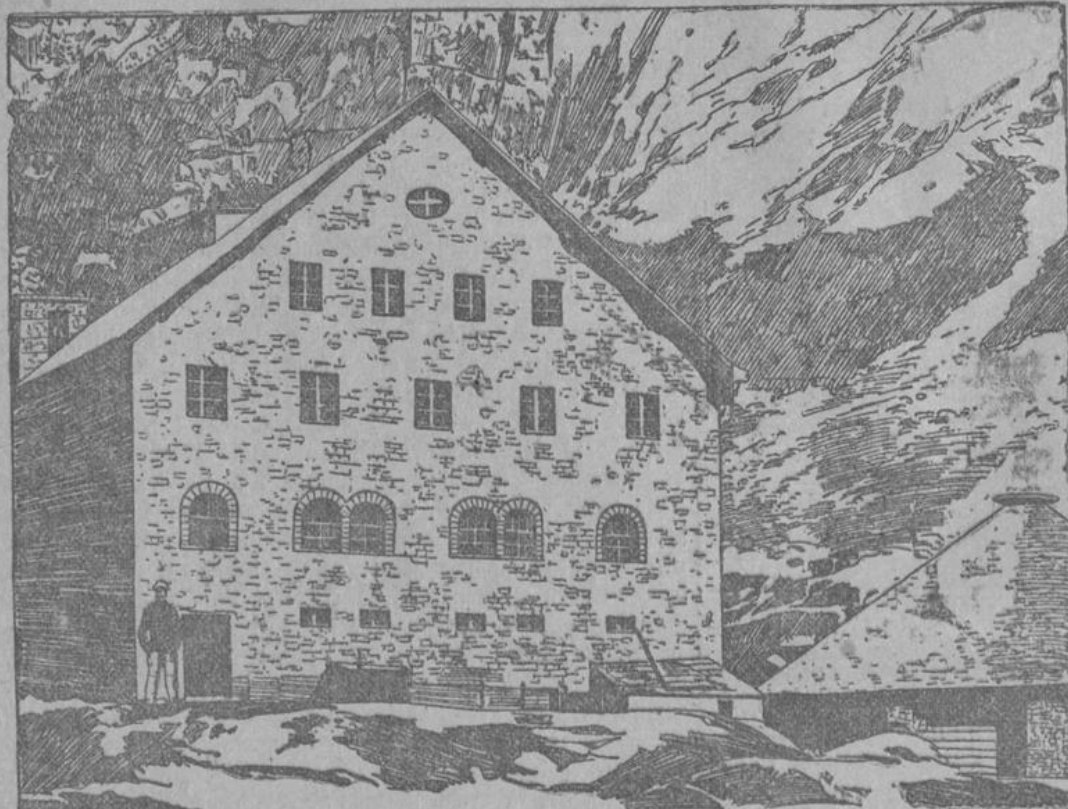
Ich bestieg das Schiff mit dem wonnigen Gefühl, mein Leben neugebott erhalten zu haben und dankte dem Allmächtigen, daß er selbst im Schlechtesten nicht alles Menschliche erlösen ließ.

Ein Mann, der hundertmal

verheiratet war,

und unter vielen anderen Namen auch den eines Doktors Georg Wighoff führte, in Wirklichkeit aber Friedr. Schöke heißt und aus dem Elsfj gebürtig ist, wurde soeben, wie der N. A. meldet, in Buffalo verhaftet. Schöke hatte an hundert vermögende Frauen in aller Herren Ländern regelrecht geheiratet, um nach wenigen Tagen der Ehe mit der Wittig, die er sich stets vorher ausständig lieh, zu verschwinden. Schöke stammt aus einer angesehenen bürgerlichen Familie und steht jetzt im dreißigsten Lebensjahre. Sein Vater war Chirurg. Er starb im Jahre 1880. Nach seinem Tode wanderte sein Sohn Friedrich nach Amerika aus und immatrikulierte sich an der Universität Philadelphia als Student der Medizin. Ob er den Doktorgrad erlangt hat, ist zurzeit nicht bekannt. Seine Spur führt von Philadelphia nach der Schweiz, wo er sich längere Zeit aufgehalten hat und dann

wieder nach Chicago, wo er als praktischer Arzt sehr gesucht war. Hier kam er wegen unerlaubter Operationen zuerst mit dem Strafgesetz in Kollision und floh nach Kanada, wo er sich in Montreal als Zahnarzt niederließ. Hier heiratete er zum erstenmale. Seine Gattin war eine junge Witwe namens Russel, die ihm eine Wittig von 20 000 Dollars brachte. Schöke verschwand noch im ersten Horigmond unter Mitnahme des Geldes. Sein zweites Opfer suchte er in New York. Hier kam er nicht auf seine Rechnung, denn seine Frau hatte ihr Geld in industriellen Unternehmungen angelegt, und Schöke konnte sie nicht bewegen, es flüssig zu machen. Darum verließ er die Frau und heiratete bald darauf ein Fräulein Lottner in Philadelphia. Auch dieser Beutzug lohnte sich nicht besonders, denn er brachte nur 4000 Dollars ein. Schöke machte nunmehr sein Heiratsunternehmen zu einem internationalen. Das nächste Jahr brachte ihm zwei Gattinnen, eine in Genua und eine in Florenz. Bald darauf war er wieder in Amerika und heiratete, ohne jemals erkannt zu werden, in Kirchen und Synagogen. Das Geschäft blühte. 1904 war er in London. Hier versuchte er es, den Frauen Geld zu entlocken, ohne sie zu heiraten. Einige male gelang ihm dies. Dennoch trat er auch hier einmal zum Traualtar mit Fräulein Alice Bell. Als Frau Alice sich Mutter fühlte, nahm Schöke seinen Weg nach Mexiko. Hier wurde er von einer seiner ersten Frauen zufällig erkannt und von da ab unablässig verfolgt, bis er schließlich in Buffalo der Polizei in die Hände fiel. Bisher haben sich auf die Aufforderung der Buffaloter Polizei nahe an hundert angetraute Gattinnen des Gauners gemeldet.



Das neue Hospiz auf dem St. Gotthard

Die Frau an der Kette.

Vor 1 1/2 Jahren erhielt in Petersburg der Priester Dobrowolski eine einträgliche Stellung an der russischen Kirche, zur Staatsbank zugehörig. Er besitzt eine Frau, die aber niemand zu sehen bekam, die Nerven ist geisteskrank und darf natürlich nur in größter Ruhe und Zurückgezogenheit leben. Alle Bekannten bedauerten den armen Priester ob seines Familienunglücks. Dieser Tage nun erhielt der Untersuchungsrichter des Bezirksgerichts eine Zuschrift, die das furchtbare Familien-Geheimnis des Priesters Dobrowolski enthüllte: Der Priester hält seine Frau in seiner Wohnung angekettet. Die Obrigkeit begab sich daraufhin in Begleitung eines Psychiaters in die Wohnung des Priesters. Hier bot sich ihnen ein furchtbares Bild dar. Am Ende der Wohnung, in einem kleinen Zimmer voll Schmutz und Unrat kauerte ein weibliches Wesen, an kurzer Kette gefesselt. Die Untersuchung ergab, daß Dobrowolski der Unglücklichen, die tatsächlich seine Frau ist, nur zweimal täglich einen halben Liter Milch reichte, sonst weiter nichts zu ihrer Nahrung. Im verfloßenen Jahre hatte er ein Wittigsgeld an seinen Vorgesetzten gerichtet, um Unterstützung für seine kranke Frau, die er zwecks Erholung in die Krim schaffen wollte. Der Bitte war auch gewillfahrt worden, doch hatte der gewissenlose Priester das Geld einfach zu eigenem Gebrauche eingeheimst, während die unglückliche Frau weiter an der Kette schmachten mußte. In seiner Abwesenheit fütterte ein erkaufter Diener die arme Frau nach gewohnter Art, d. h. einen Liter Milch pro Tag. Wie verlaßt, führt die Nerven schon seit 4 Jahren dieses entsetzliche Leben an der Kette. Ungeachtet ihres Unglücks und des menschenunwürdigen Lebens, ist das Gedächtnis der Frau ziemlich frisch, sie vermag zusammenhängend auf alle an sie gerichteten Fragen zu antworten. Gegen den unmenlichen Gatten ist sofortige Untersuchung eingeleitet, während die Frau vorläufig in einer Nervenheilanstalt untergebracht ist.

Allerlei.

Der mächtigste Leuchtturm Amerikas befindet sich auf der Insel Lennard, nahe der Westküste der Vancouver-Insel. Sein Licht ist gleich dem von 750 000 Normalkerzen, das 40 Kilometer weit sichtbar sein soll.

Beispiellose Erregung herrscht in New-Orleans über einen entsetzlichen Massenmord. 6 Italiener wurden in der Nacht in einer Mietskasernen schlafend überfallen, ermordet, in Stücke zerschnitten, mit Petroleum begossen und angezündet. Glücklicherweise gelang es, das Feuer zu lö-

Unser heut. Bild zeigt das neue Hospiz am St. Gotthard, das an Stelle des altherwürdigen Gotthardhospizes, welches bekanntlich bis auf die Grundmauern abgebrannt ist, entstand. Das alte Gebäude ist teilweise noch aus dem 14. Jahrhundert.

Der Verkehr über den St. Gotthard ist sehr zusammengeschumpft. Vor Eröffnung der Bahn über diesen Bergriesen zählte man 65 000 bis 70 000 Reisende. Die Zahl der Naturfreunde, die sich an dem gewaltigen Panorama erbauen wollen, beträgt jährlich doch noch Tausende.

Die ärmeren Reisenden finden im Hospiz unentgeltlich Unterkunft und Erquickung. Das Hospiz wird durch freiwillige milde Beiträge unterhalten.

schon, worauf die schauerliche Entdeckung folgte. Die Polizei glaubt, weil keine Hilferufe erfolgten, daß die Tat durch eine größere Bande ausgeführt wurde.

Ein furchtbarer Sturm scheint an der Küste von Neufundland in den letzten Tagen gewütet zu haben. Die Regierung erhielt darüber einen telegraphischen Bericht von dem Inspektor in Bay of Islands, der besagt, daß der Sturm am Montag, als die Meldung abging, bereits 72 Stunden ununterbrochen angehalten hatte, und daß unbeschreibliche Mengen von Regen in Strömen heruntergekommen seien. Die Seeressortiere haben daher vollständig unterbrochen werden müssen. Nur 17 von der ganzen Flotte von über 60 Schiffen wagten sich schließlich noch zum Fischfang hinaus, und auch diese mußten alle unverrichteter Sache zurückkehren. Die meisten der von der Heringsflotte angeworbenen Leute mußten die Arbeit ganz aufgeben und kehrten infolgedessen in ihre Wohnungen zurück. Man erwartet Nachrichten über große Unfälle an den Küsten.

Eine charakteristische Anekdote vom sterbenden Schah erzählt der „New York Herald“: Als Muzaffer-ed-Din zu tränkeln begann, bat ihn der englische Leibarzt Dr. Lindley, die Mahlzeiten nicht mehr nach orientalischer Art, d. h. mit gekauten Beinen auf einem Teppich sitzend, einzunehmen; der Schah müsse vielmehr im Interesse seiner Verdauungstätigkeit auf einem ordentlichen Stuhle, an einem ordentlichen Tische sitzen. Der „König der Könige“ machte „ein schief Gesicht“, aber da er sich vorgenommen hatte, ein folgender Patient zu sein, handelte er am ersten Tage streng nach den Vorschriften des Arztes. Einen Tag später wurde Dr. Lindley gerade während des Essens zu seinem Patienten gerufen; auf den ersten Blick konstatierte er, daß der Eßtisch und der dazu gehörige Stuhl über Nacht kleiner geworden waren. Tags darauf wurden sie noch niedriger und so fort bis zum letzten Tage; an diesem Tage hatte der Hofstischler sein Werk vollendet und von Tisch und Stuhl die Beine vollständig abgesetzt. Muzaffer-ed-Din sah wieder auf der Erde und hatte vor sich nichts als die Tischplatte und hinter sich nichts als die Stuhllehne.

Der „Vater“ der gesamten Presse, „Kinpan“, eine offizielle Zeitung Chinas, ist das älteste Blatt der Erde: Es erscheint schon seit 911 n. Chr., also fast seit tausend Jahren. 1361 wurde es Wochenblatt, seit 1800 wurde es täglich und gegenwärtig wird es dreimal täglich ausgegeben. Die Morgenausgabe ist auf gelbem Papier gedruckt und enthält Berichte über Handel und Verkehr, die Mittagsnummer ist weiß und für amtliche Bekanntmachungen bestimmt, die Abendausgabe aber ist auf schwarzem Papier gedruckt und enthält Mitteilungen und Anzeigen aller Art.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

N. 1.

Battingen, 3. Januar.

1907.

Hebertrumpf.
Detektiv-Roman von M. Walter.

Fortsetzung.
23. Kapitel.

Ein seltsamer Dieb.

Laura Durand hatte Kopfschmerzen. Sie lag sich halb fröhlich auf ihr Zimmer zurück, es dem Bett überlassend, keine Zeit nach Gutmütigkeiten auszufüllen. Wenn sie über die Einsamkeit nachdachte, so war ihr die Ruhe nicht langweilig, denn Frau Richards kam, verschiedene Wirtschaftsaussagen, die sie zu hören, nach deren Erledigung sie noch eine Weile blieb, um gemütlich zu plaudern. Schließlich jedoch bemerkte sie die Abwesenheit in Laura's Augen. „Sie sehen sehr müde aus, Fräulein,“ sagte sie aufstehend. „Möchten Sie sich nicht niederlegen?“

„Ja,“ entgegnete das junge Mädchen gähnend, „ich bin müde und habe Kopfschmerzen.“
„Dafür ist Bettruhe das beste Mittel,“ erklärte die Haushälterin. „Auch kalte Umschläge auf die Stirn bringen. Ich werde sie Ihnen auflegen, sobald Sie im Bett sind.“

Laura erhob keinen Widerpruch; sie ließ sich von ihrer Zofe entkleiden, während Frau Richards hin- und herging, um die nötigen Utensilien zuzubereiten und ein Gefäß mit Wasser bereit zu stellen.

Dabei trat sie auch an den Nachtschrank, auf dem eine Paraffin- und ein Kratzglas stand. Unbemerkte ließ sie aus einem Kratzglas, das sie in der Hand verbar, drei Tropfen in das Glas fallen. Sobald Laura sich niedergelegt hatte, füllte sie es mit Wasser und reichte es dem jungen Mädchen. „Trinken Sie das!“ sagte sie in fürsorglichem Ton. „und dann schlafen Sie zu.“

Sie badete ihr die Stirn mit kaltem Wasser und blieb Patientin, bis sie sich beruhigt hatte, dann entfernte sie sich, ließ aber die Nachstergen im Ankleidekabinett brennen.

Eine volle Stunde war verstrichen, da öffnete sich heftig die Tür des Boudoirs, und eine männliche Gestalt mit einer Samtmantel vor dem Gesicht, in einen dunklen Mantel gehüllt, trat ein. Wie ein Schatten glitt der Unbekannte zu den schlafenden Schwestern hin, der er mit einer Kerze in die Augen leuchtete. Sie wurde mit keiner Wimper; es schien wirksam, als ob ein bleibender Schlaf sie gefangen hielt.

Nun schob der nächtliche Eindringling seine Hand unter das Kopfkissen, zog verschiedene Gegenstände hervor, legte sie auf ein Seitenschränkchen, zündete eine mitgebrachte Zigarette an und setzte sich in aller Seelenruhe nieder, um seine Rente zu inspizieren. Das erste, wonach er griff, war ein Schmuckstück, das prächtigste Edelsteine enthielt: Das

manien, Smaragden und Saphire von hohem Wert, außerdem ein kostbares Perlenhalsband. Bewundernd blickte der Dieb des Mannes auf dem glänzenden Schmucke, dem das grelle Licht der Wendlaterne tausend feurige Blitze entlockte.

Nachdem er den Kasten geöffnet, öffnete er einen kleinen Kasten, in dem sich eine diamantbesetzte Damenbrille mit goldener Fassung befand. „Meiner lieben Laura von ihrem Vater“, lautete die Aufschrift des Kästchens, das der Fremde gleichgültig bei Seite ließ. Der dritte Gegenstand war ein zierlicher, blühender Rosenzweig, ein ausländisches Gefäß, wie der Friseurmeister bewies, und sorgfältig geladen. „Laura Durand ist auf ihrer Tour“, dachte der Mann, „und darauf vorbereitet, sich nötigenfalls zu verteidigen.“

Entgegen der Erwartung nachlässiger Einbrecher, legte er alle Sachen, mit Ausnahme eines kleinen Schlüsselbündels, wieder behutsam unter das Kissen der ruhig schlummernden, und dann unterwarf er sowohl das Schlafzimmer wie die Nebenkammer einer sorgfältigen Inspektion. Alle Schränke und Schubladen öffnete er, suchte nach Geheimnissen, spähte hinter Bildern, Spiegeln und Vorhängen und befühlte jedes Möbelstück. Dann begab er sich in das Ankleidekabinett, wo zwei in einem Winkel stehende Koffer seine Aufmerksamkeit erregten. Sie waren verschlossen, aber mit Hilfe des Schlüsselbündels gelang es ihm, sie zu öffnen. Der erste enthielt Toiletteartikel aller Art. Achilles warf er sie heraus, bis er den Boden des Koffers erreichte. Hier fand er einen kleinen Kasten von Marokkleder und zwei dünne Päckchen, welche Gegenstände er schamlos in seine Manteltasche schob. Als dann durchsuchte er den zweiten Koffer, der mit allerlei Müll gefüllt war.

Beim Umräumen ließ der Mann auf eine schwarze Reisetasche. Auch diese öffnete er mit Hilfe eines der Schlüsselbündels. Ein Kasten der Herrschaft und des Krampfes gleich entfuhr ihm, als er den Inhalt prüfend das enthielt diese geheimnisvolle Tasche?

Der lächelte Einbrecher ließ alles liegen und legte, nahm den für ihn so kostbaren Fund und verließ geräuschlos das Zimmer.

Erst nach einer halben Stunde kehrte er zurück. Mit kühnem, gewandtem Gesicht stellte er die frühere Ordnung wieder her, legte die Reisetasche in den großen Koffer, tat jeden Gegenstand an seinen Platz und trug Sorge, keine Spur seiner nachlässigen Tätigkeit zu hinterlassen. Nachdem er dann auch noch das Schlüsselbündel vorsichtig wieder unter das Kopfkissen der Schwestern geschoben hatte, entfernte er sich so leise, wie er gekommen war.

Drinnen begann der Tag zu dämmern, als Laura sich aus ihrem tiefen Schlummer erweckte. Sie richtete sich halb in die Höhe, schaute verwundert um sich und murmelte vor sich hin: „Habe ich so fest geschlafen? Sonderbar! Ich muß wirklich sehr müde gewesen sein.“

marialisant eine Kiste mit einer Puppe und einem Puppenwagen ein, ferner ein kleines Zehnmarkstück.

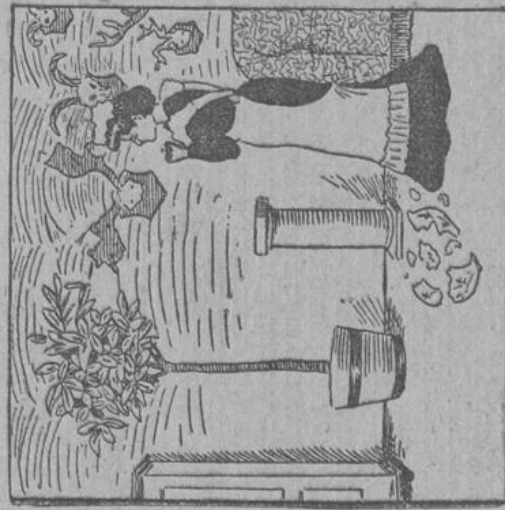
Ein unbeschäftigter Mann des deutschen Kronprinzgen soll in der Magdeburger Stadtverordnetenversammlung zur Sprache gebracht werden. Der Kronprinz hatte gebeten, bei seinem Besuch aus Anlaß der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmal die Auszeichnung zu bekräftigen und das Geld den Armen zu geben. Die Stadtverwaltung glaubte aber doch 20.000 M. aufwenden zu sollen. Hierüber soll nun eine Auseinandersetzung stattfinden.

„Gott mit uns“, diese Fälschung und die Jahreszahlen 1870/71—1902 trägt ein Unbekannter, der im Berliner Wahl für Obdachlose gestorben ist, auf dem Arm. Er war dem Anschein nach ein Kriegsveteran. An der linken Hand fehlt dem Toten, der etwa 60 Jahre alt ist, der Ringfinger.

Im Haus der ersten. Der Landwirt Nowak in Karlovo bei Vissa war zum Jahrmärkte in Vissa gegangen und hatte von dort seinem Sohne ein Paar Stiefel mitgebracht. Als der Sohn die Stiefel anprobieren wollte, fand er sie zu eng und machte deshalb seinem Vater Vorwürfe. Hierüber geriet der etwas angetrunkene Nowak in Zorn. Er nahm den zweiten Stiefel und versetzte dem Sohne einen heftigen Schlag auf den Kopf, daß der junge Mann tot zur Erde stürzte.

Luftige Gefe.

Vertrieben.



Wo ist der Täter?

Widerwärtig.



Ankündigung des Widerwärtigen in vor. Nr. 1.
Schaffen und Erleben
9 Klein nur ist Leben.

Für die Redaktion verantwortlich: G. Dandl in Battingen.
Druck von G. Dandl sel. Wwe. in Battingen.

ist kein Wahlprüfstein geworden. Nun heißt's, in den lauren Apfel beissen.

„Vater!“
„Hm?“
„Du, wie ist es? Ich hab' mir sagen lassen, daß die Margret als Pate gewählt ist.“
„Hm?“
„Du, ihr wißt doch noch, was ihr gesagt habt vor einigen Wochen hier in der Straße?“
„Freilich weiß ich das, der Grünhumbel!“
„Und nun?“
„Du glaubst, der Heilbachbauer hielt sein Wort nicht?“ Da kennst du ihn schlecht. Der Heilbachbauer ist von altem Schrot und Korn. Wenn's auch damals nur Spaß war.“

„Vater — ich —“
„Dach's Mann! Also, wenn es auch nur so geht, so kommst du mir heute morgen gegen 10 Uhr zum Schloß, und wenn das Möbel von der Pate heimkommt, halten wir Versprechung.“ — Wo willst du denn hin?“

„Zur Margret, Vater, das könnt ihr euch wohl denken!“
„Dach, hier bleibst du! Jetzt spinnst du die Braunen ein und holst das letzte Korn rein. Es muß alles seine Art haben! Zum Schluß geht ein ordentlicher Durst erst nach Feierabend.“

So ist aus dem reichsten Bauernsohn und dem ärmsten Mädchen in Seidenstadt ein Paar geworden. Der Reiche und die Arme haben eine lange, glückliche, kinderreiche Ehe zusammen geführt. Einer ihrer Söhne ist jetzt als hochbetagter tüchtiger Geiz auf dem Heilbachhof, und er erhält seinen außerordentlichen Reichtum, was es zugefallen ist, daß anno dazumal „der Großvater die Großmutter nahm.“

Jung Vanderbilts Weihnachtsgeschenke.

Aus New York wird berichtet: Häuser, Landgüter, Schiffe, Eisenbahnen, das sind so die kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen die amerikanischen Millionäre zur Weihnachtszeit einander erfreuen. Aber schwer wird es, für die Millionen Kinder, ständesgemäße Weihnachtsgaben zu finden. Denn die Kinder wollen Spielzeug, so gut wie andere junge Menschenwesen, und die glückseligsten Eltern haben schwere Sorgen, ihren Sprößlingen eine Weihnachtsgabe zu schaffen, die tollbar und neuartig genug sind, um ihren Zweck zu erfüllen. In diesem Jahre hat Vanderbilt den Vogel abgeschossen. Als ein sorgfältiger Vater hat er schon seit sechs Monaten seine Vorzüge geteilt. Er hat bereits im Juli ein vollkommenes Modell eines elektrischen Autos bestellt. Das reizende Fahrzeug hat nur die Größe eines Biegemagens, ist aber in allen Einzelheiten den großen Autos nachgebildet. Es kostet dabei doppelt soviel wie ein normalgroßes Luxusautomobil, hat wie dieses seine Batterien, seine Hebel, sein Steuerpedal, seine Gläser und Lampen. Mit ihm soll sich fortan Klein-Vanderbilt ergötzen, und nicht größer ist das Fahrzeug, als um den fünfjährigen kleinen Millionärssohn Platz zu bieten. Der kleine Vanderbilt hat von seinen Vorfahren die Vorliebe für Eisenbahnen geerbt. In der großen Weltbahn seines Vaters befindet sich bereits ein vollkommener kleiner Eisenbahnbetrieb für das Kind mit Personen- und Güterwagen, Schnellzügen und Güterzuglokomotiven, mit Brücken, Tunneln, Stationen und allem, was man in einem öffentlichen Betrieb beobachten und bewundern kann.

Mitteil.

Eine Weihnachtsgabe von der Kaiserlichen. Der erbat sich die Städtische Tochter eines Arbeiters in Schöneberg in der Neumark. Nach Erkundigungen traf vom Hofe

